

Schafft Tausende kleine Leibniz-Preise

Plädoyer für eine grundlegende Umstellung der Forschungsförderung

Stefan Kühl

Working Paper 1/2014

In der Wissenschaft setzt sich still und leise eine sehr eigenartige Betrachtung von guter wissenschaftlicher Forschung durch. Schaut man sich an, wie Landesministerien und Hochschulleitungen ihre Leistungszulagen verteilen, dann werden Forscher nicht etwa für hervorragende wissenschaftliche Forschungsleistungen belohnt, sondern für die Ankündigung hervorragender wissenschaftlicher Leistungen. Ursache dafür ist die Umstellung der Hochschulfinanzierung sowohl in den sozial- als auch in den christdemokratisch regierten Ländern auf eine sogenannte „leistungsorientierte Mittelvergabe“. Die durch ein einfaches Reiz-Reaktions-Schema geprägte Steuerungsvorstellung besteht darin, dass vorausgesetzt wird, dass Wissenschaftler nur dann gute Arbeit abliefern, wenn sie dafür letztlich auch monetär entlohnt werden. Hochschulen erhalten in vielen Bundesländern nicht mehr ein fixes Budget, sondern Leistungszulagen für die Zahl der erfolgreich zum Abschluss gebrachten Studierenden, für die von der Universität vergebenen Dokortitel, für den Anteil von Frauen auf Professorenstellen und für herausragende wissenschaftliche Leistungen. Die Hochschulleitungen wiederum knüpfen die Mittelvergabe an die Fakultäten und Fachbereiche an diese vom Land vorgegebenen Kriterien. Die Fakultäten und Fachbereiche ihrerseits binden die Mittelzuweisung an die einzelnen Professuren ebenfalls an diese speziellen Kriterien.

Als Indizien für gute wissenschaftliche Forschung werden von den Landesministerien aber nicht etwa – wie man in naiver Weise annehmen könnte – die Reputation eines Wissenschaftlers, die Anzahl wissenschaftlicher Publikationen, die über Zitationen nachgewiesene Wirkung dieser Publikationen oder die Anzahl wissenschaftlicher Erfindungen genutzt. Vielmehr ist das zentrale Kriterium, mit dem Forschungsleistungen gemessen werden, der in Euro gemessene Umfang der eingeworbenen Drittmittel. Bei diesen Drittmitteln handelt es sich um Geldzahlungen, die von überwiegend staatlich finanzierten Einrichtungen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft, von Stiftungen wie der Volkswagen-Stiftung oder direkt von privaten Unternehmen an Wissenschaftler vergeben werden. Und weil Geld auch bei Wissenschaftlern chronisch knapp ist, gibt es immer mehr Anträge als Geld, sodass nach einem mehr oder minder rigiden Begutachtungs- und Bewertungsverfahren immer nur eine begrenzte Anzahl von Anträgen bewilligt wird.

Die Belohnung „guter Pläne“

Die ursprüngliche Intention bei der Vergabe von Drittmitteln ist simpel. Forscher, die eine interessante Forschungsidee haben, sollen – wenn diese Forschung nicht durch ihre von den Hochschulen gestellte Grundausstattung finanziert werden kann – auf Antrag mit zusätzlichen Mitteln ausgestattet werden. Fehlen die Mittel zur Einrichtung eines Labors zur Messung elektromagnetischer Wechselwirkungen, springen Drittmittelgeber ein, die entsprechende Geldsummen zur Verfügung stellen. Soll eine Ausgrabung in Jordanien durchgeführt werden, wird nicht erwartet, dass der Archäologieprofessor dieses Projekt aus der Grundausstattung des Instituts

finanziert, sondern die Forschung wird auf Antrag durch private oder staatliche Stellen gefördert. Viele große Forschungsvorhaben wie die Einrichtung von Labors zur Erforschung der Evolution von Nesseltieren, die Herausgabe einer umfassenden historischen Quellenedition zur Verfolgung europäischer Juden oder die Digitalisierung des Zettelkastens von Niklas Luhmann sind nur durch solche Drittmittel öffentlicher oder privater Geldgeber überhaupt möglich.

Im Rahmen der Versuche von Hochschulpolitikern und Hochschulleitungen, die Qualität der Forschung nicht nur grob einzuschätzen, sondern auch zur Leistungsbeurteilung genau zu messen, haben sich Drittmittel nun jedoch zu einem Kriterium für die Qualität der Forschung entwickelt (Kühl 2013). Der Bamberger Soziologe Richard Münch (2007) hat auf die obskure Logik bei dieser Form der Messung von Forschungsleistungen verwiesen. Nicht der Output der Forschung – wissenschaftliche Publikationen oder wissenschaftliche Erfindungen – wird gemessen und belohnt, sondern der Input – die eingeworbenen Gelder, mit denen Forschung überhaupt erst betrieben werden soll. Ob die für Forschungsprojekte eingeworbenen Gelder zu einem wissenschaftlichen Durchbruch verhelfen oder in einem Verbundprojekt einfach nur versanden, ist für diese Form der Leistungsmessung unerheblich. Viele eingeworbene Forschungsgelder – so die Logik – bedeuten viel gute Forschung und müssen dementsprechend mit zusätzlichen Geldern für die Ausstattung der Hochschulen, Fachbereiche und Professuren belohnt werden.

Diese Finanzierungslogik droht – trotz ihrer Obskurität – langsam in die Wissenschaft einzuzickern. Wissenschaftler werden zu dem Glauben verleitet, dass allein schon die Einwerbung von Drittmitteln eine Aussage über die Qualität ihrer Forschung ist, und sie gehen davon aus, dass ihre drittmittelfinanzierten Forschungen besser sind als die von Kollegen mit wenigen oder gar keinen Drittmitteln produzierten Forschungsergebnisse. Universitäten, die mit viel Mühe ein Exzellenz-Cluster eingeworben haben, meinen nun, dass sie den Anspruch erheben können, ihre Forschung sei „exzellenter“ als die Forschung, die an Universitäten ohne Exzellenz-Cluster betrieben wird.

Diese Entwicklung könnte man mit einem Verweis auf unvermeidliche persönliche und organisationale Eitelkeiten abtun und zum lehrenden und forschenden Alltagsgeschäft übergehen. Weil aber die Ministerialbürokratien mit ihren Mittelzuweisungen genau dieser Logik folgen, werden diejenigen Hochschulen, die im Drittmittelgeschäft erfolgreich sind, finanziell immer besser ausgestattet, während andere Hochschulen finanziell ausgetrocknet werden. Irgendwann sind diese anderen Hochschulen dann, weil Mittel seitens der Ministerien ausbleiben, nicht mehr in der Lage, gute Forscher zu rekrutieren und zu halten. Ein wenig fühlt man sich an das Thomas-Theorem erinnert, wonach jedes Denken und Handeln ganz reale Konsequenzen hat, auch wenn es auf einer so irrealen Situationsdefinition beruht wie der, dass sich Forschungsqualität mithilfe der eingeworbenen Drittmittel messen lässt (siehe Thomas/Thomas 1928).

Begrenzte Aussagekraft über Forschungsqualität

Denn wenn man sich das Drittmittelgeschäft näher ansieht, dann stellt man fest, dass der Erfolg im Drittmittelgeschäft wenig über die Befähigung zum Forschen aussagt, jedoch viel über die Befähigung, die entsprechende Antragsprosa für Drittmittelprojekte zu formulieren. Das Einwerben von Mitteln für EU-Projekte, an denen in der Regel möglichst viele Wissenschaftler aus der Europäischen Union beteiligt sein müssen, ist erst einmal vorrangig eine Auszeichnung für die Fähigkeit, Wissenschaftler unterschiedlicher Länder unter einen Hut zu bringen und dann auch noch angesichts der für die EU üblichen komplizierten Mittelbeantragungs- und Abflussprozeduren zusammenzuhalten. Das Einwerben eines größeren DFG-Projektes ist an sich kein Indiz für gute Forschung, sondern belohnt erst einmal die Antizipation von zukünftigen wissenschaftlichen Modethemen bei gleichzeitiger Fähigkeit, Projektanträge so zu formulieren, dass sie nicht allzu sehr vom herrschenden wissenschaftlichen Paradigma abweichen.

Man kann die kontraproduktiven Wirkungen von Drittmitteln an jenen Forschungsinstituten beobachten, die nur über eine geringe Grundfinanzierung verfügen und deswegen ihr Drittmittelgeschäft perfektionieren mussten. Ein erheblicher Teil der Energie dieser Forschungsinstitute wird dafür aufgewandt, ein Forschungsthema in möglichst viele durch verschiedene Drittmittel-

geber finanzierte Projekte zu zerlegen, Konferenzen abzuhalten, die vorrangig dem Zweck dienen, die beantragten Konferenzmittel zu verbrauchen, und Publikationen herauszugeben, die nur deswegen erscheinen, weil ein Drittmittelprojekt einen termingerecht fertiggestellten und möglichst auch fachöffentlich publizierten Abschlussbericht vorzulegen hat. In einigen Disziplinen werden Forschungsinstitute durch dieses Drittmittelgeschäft so stark absorbiert, dass sie über Jahrzehnte kaum mehr relevante Beiträge für die wissenschaftliche Diskussion leisten.

Das mögen Extremfälle sein. Wenn man sich die Untersuchungen über die Forschungspraxis in Fächern wie der Mathematik, Physik und Informatik, der Medizin oder den Erziehungswissenschaften anschaut, dann kann man feststellen, dass es auf der Ebene ganzer Fächer keine negative Korrelation zwischen eingeworbenen Drittmitteln und wissenschaftlichen Publikationen, Zitationen pro Publikationen oder Erfindungen gibt. In einigen Fächern – zum Beispiel der Chemie und Medizin – gibt es sogar eine positive Korrelation zwischen eingeworbenen Drittmitteln und innovativen Publikationen (siehe den Überblick bei Gerhards 2013: 37ff.). Unklar bleibt dabei aber, ob die hohe Anzahl von wissenschaftlich breit rezipierten Publikationen das Ergebnis eines erfolgreichen Drittmittelgeschäfts ist oder ob diese Publikationen trotz einer gut funktionierenden Drittmittelmaschine entstanden sind.

Die Durchsetzung einer verqueren Logik

Trotz offensichtlicher Kurzschlüsse bei der Korrelation von eingeworbenen Drittmitteln und guter Forschung hat sich die Drittmittellogik in einer eigenartigen Kaskadenform in den Hochschulen durchgesetzt. Inspiriert durch die Vorstellung, dass wissenschaftliche Organisationen und wissenschaftliches Personal durch Anreize zu Leistung motiviert werden müssten, koppeln die Bildungs- und Wissenschaftsministerien die Vergabe von zusätzlichen Mitteln an die Einwerbung von Drittmitteln durch Hochschulen. Die Hochschulleitungen übersetzen dieses vermeintliche Leistungskriterium für die Fachbereiche oder Fakultäten und binden die Zuweisung weiterer Mittel an die erfolgreiche Einwerbung von Drittmitteln – nicht selten mit dem Zusatz, man selbst halte Drittmittel auch für ein ungeeignetes Messkriterium für wissenschaftliche Leistung, die Form der Mittelzuweisungen des Landes lasse aber keine andere Wahl. Diese Logik wird dann in den Fachbereichen oder Fakultäten weitergetragen, indem bei der Besetzung neuer Professuren den Bewerbern sogleich mitgeteilt wird, dass man selbstverständlich wisse, dass die Anzahl eingeworbener Drittmittel nicht mit wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit korreliere, dass aber aufgrund der Vorgaben der Rektorate und Präsidien zur Mittelvergabe leider die Besetzung neuer Professuren auch an den nachgewiesenen Erfolg bei der Einwerbung von Drittmitteln gebunden werden müsse. Kaum einer hält Drittmittel für ein geeignetes Leistungskriterium, aber alle spielen das Spiel mit.

Ein Typus von Organisationen hat aber – und darauf hat zuletzt der Berliner Soziologe Jürgen Gerhards (2013: 26) aufmerksam gemacht – ein starkes Interesse daran, eine Korrelation zwischen Drittmitteln und Forschungsqualität zu suggerieren: Organisationen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft, deren einzige Existenzberechtigung es ist, im Auftrag des Staates Steuermittel als Drittmittel an Forscher zu verteilen. Auch wenn sich diese Organisationen dagegen wehren, dass ihre Forschungsförderung immer mehr zu einer „sekundären Währung“ im Wissenschaftssystem wird (Strohschneider 2013: 5), löst die Kopplung von wissenschaftlicher Leistung an die eingeworbenen Drittmittel ihr Legitimationsproblem. Diese Drittmittelvergabeorganisationen stehen unter dem Druck, zeigen zu müssen, dass die Milliarden, die sie jährlich für Exzellenz-Cluster, Sonderforschungsbereiche, Forschergruppen, Graduiertenkollegs und Einzelvorhaben ausgeben, auch zu guter Forschung führen. Und was liegt da näher, als „Förder-rankings“ zu erstellen, in denen die Hochschulen entsprechend der eingeworbenen Drittmittel in eine Rangordnung gebracht werden? Diese Rankings suggerieren, dass drittmittelstarke Hochschulen auch forschungsstarke Hochschulen sind. Spätestens wenn die Hochschulen, die bei diesen Rankings gut abschneiden, dies als Forschungserfolg in Presseerklärungen vermelden, setzt sich – allen offensichtlichen Kurzschlüssen zum Trotz – in der Öffentlichkeit die Betrachtungsweise durch, dass Hochschulen mit hervorragenden Forschungsleistungen an den eingeworbenen Drittmitteln zu erkennen sind (Gerhards 2013: 27ff.). Zur Legitimation bildet sich

eine Tautologie heraus – Wir fördern mit unseren Drittmitteln gute Forschung, und dass wir gute und nicht etwa schlechte Forschung fördern, erkennt man daran, dass diese durch Drittmittel gefördert wird.

Umstellung auf „gute Leistungen“

Es besteht die Gefahr, dass diese Logik der Forschungsförderung bei den jetzt laufenden Koalitionsverhandlungen in Berlin lediglich fortgeschrieben wird. Den christ- und sozialdemokratischen Bildungspolitikern wird es mit dem Slogan „Wissenschaft ist eine Investition in die Zukunft“ gelingen, eine Steigerung des Wissenschaftsetats durchzusetzen. Aber die Forschungsmittel würden dann, wie in den letzten Jahrzehnten, für gute Anträge und nicht für gute Forschungen vergeben werden. Dabei ließe sich die Forschungspolitik ohne große Probleme von einer Logik der „guten Pläne“ auf eine Logik der „guten Leistungen“ umstellen. Man müsste lediglich nicht mehr die Forscher belohnen, die gute Intentionen haben, sondern diejenigen, die nachweislich interessante Forschungsergebnisse produziert haben. Nicht mehr der überzeugende Forschungsantrag, sondern der überzeugende wissenschaftliche Artikel würde belohnt werden. Nicht mehr der Plan für ein „Opus magnum“ eines Wissenschaftlers würde honoriert werden, sondern die Publikation eines innovativen Buches, das weitere interessante fachliche Beiträge erwarten lässt, wird honoriert.

Mit dieser Form der Forschungsfinanzierung wird vereinzelt bereits gearbeitet. Seit Mitte der 1980er Jahre vergibt beispielsweise die Deutsche Forschungsgemeinschaft Leibniz-Preise für Wissenschaftler, die sich nicht durch Pläne, sondern durch konkrete Forschungen ausgezeichnet haben. Das mit bis zu 2,5 Millionen Euro dotierte Preisgeld kann von den Wissenschaftlern dafür genutzt werden, unabhängig von Antragsprosa auch abseitige Themen zu verfolgen, sich vom administrativen Arbeitsaufwand – zum Beispiel zur Einwerbung von Drittmitteln – zu entlasten oder begabte Nachwuchswissenschaftler zu fördern. Wofür das Preisgeld eingesetzt wird, ist den Wissenschaftlern letztlich selbst überlassen. Aber diese Form der Forschungsförderung existiert lediglich in den Randbereichen der Forschungsfinanciers. Auch wenn die Leibniz-Preisträger in der öffentlichen Darstellung der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine wichtige Rolle spielen, darf nicht übersehen werden, dass die DFG nur etwas mehr als ein Prozent ihrer Drittmittel über Preise vergibt (DFG 2013: 2).

Die grundlegende Umstellung der Förderlogik auf ein Preissystem dürfte – anders als im Konzept der Deutschen Forschungsgemeinschaft – nicht auf einige Wissenschaftler auf dem Höhepunkt ihrer beruflichen Karriere beschränkt werden. Vielmehr müsste ein solches Preissystem schon während des Studiums einsetzen: Eine Studentin, die eine besonders innovative Hausarbeit in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift publiziert, bekommt ein Preisgeld, mit dem sie sich einen Teil der Promotion finanzieren kann; ein Nachwuchswissenschaftler bekommt für seine heftige Diskussionen auslösende Monografie ein Preisgeld, um seine Forschungen über ein beliebiges neues Thema fortzusetzen.

Anpassung an die faktische Forschungspraxis

Dieses Verfahren mag auf den ersten Blick ungewöhnlich sein, aber es ähnelt den in vielen universitären und außeruniversitären Forschungsteams vorherrschenden informellen Praktiken. Die Mittel für ein Projekt werden häufig nicht nur für die im Projektantrag genannten Zwecke genutzt, sondern für interessante Themen, die während der Projektlaufzeit am Horizont auftauchen, für die aber kurzfristig keine Mittel zu mobilisieren sind. Mitarbeiter in der Qualifizierungsphase, die für ein drittmittelfinanziertes Forschungsprojekt eingestellt wurden, aber dort nicht benötigt werden, widmen sich einem anderen interessanten Thema, mit dem sie sich wissenschaftlich profilieren können.

Von einem französischen Wissenschaftler an der Académie française wird kolportiert, dass er diese Umdrehung der Forschungspraxis insofern perfektioniert hat, als dass er Drittmittel nur für solche Themen beantragt hat, für die er den Projektabschlussbericht bereits fertig geschrieben hatte. Die für das faktisch schon abgeschlossene Projekt eingeworbenen Mittel wurden – so jedenfalls die Erzählung – dann für die Erforschung ganz anderer Themen genutzt. So verfügte

der Wissenschaftler über einen beachtlichen Reptilienfonds, den er kurzfristig für sinnvoll erscheinende Forschungsthemen und hochbegabte Studierende einsetzen konnte. Drittmittelerprobte Forscher sprechen hier von einer „funktionalen Mittelquerverwendung“.

Für die Drittmittelmanager stellt sich aber das Problem, dass diese „Mittelquerverwendung“ rechtlich immer auch eine „Mittelfehlverwendung“ ist. Mit der „flexiblen Mittelverwendung“ verstößt man gegen die Auflagen der Drittmittelgeber, die ja explizit verlangen, dass die Mittel ausschließlich für den beantragten Zweck verwendet werden. Aber auch wenn die „Mittelfehlverwendungen“ gut kaschiert und faktisch so gut wie nicht nachgewiesen werden, handelt es sich im engeren Sinne um den Straftatbestand der Unterschlagung. Als Organisationsforscher, der um die Funktion von „brauchbarer Illegalität“ in Organisationen weiß, mag man Sympathie für solche kreativen Formen der Mittelverwendung haben. Aber gerade aufgrund der offensichtlichen Fehlsteuerung der an Drittmitteln orientierten Förderung kann man sich fragen, weswegen die Wissenschaftspolitiker eine an vielen Stellen überall im Kleinen und manchmal auch im Großen praktizierte Mittelverwendung nicht durch die Umstellung auf ein „Preissystem“ legalisieren.

Die Chancen für eine neue Form der Wissenschaftssteuerung

Man darf die Fähigkeit eines solchen Preissystems, herausragende Forschungsleistungen zu identifizieren, nicht überschätzen. Auch hier wird gerade bei den großen Preissummen – ähnlich wie bei den Nobelpreisen für Wirtschaft, Chemie oder Medizin – vorrangig Mainstream-Wissenschaft ausgezeichnet. Auch hier wird die Vergabe von Preisen maßgeblich davon abhängen, wie gut die Preisträger in der Scientific Community verankert sind und dadurch Loyalitäten von anderen Wissenschaftlern vorweisen können. Und auch hier werden sich Deals in der Form des Gebens und Nehmens – oder präziser des Empfehlens und des Empfohlen-Werdens – entwickeln und sich in den für die Wissenschaft üblichen Seilschaften und Promotionsbündnissen verstetigen. Das von Robert K. Merton (1973) für die Wissenschaft beschriebene Matthäus-Prinzip – „Wer hat, dem wird gegeben“ – wird auch bei einem Preissystem zur Anwendung kommen.

Zentral jedoch ist, dass sich beim Preissystem der Fokus auf den Aspekt der Leistung in der wissenschaftlichen Forschung richtet und nicht auf die Formulierung von gut klingenden Forschungsplänen. Wenn Drittmittel nicht nur genutzt werden, um ein Forschungsprojekt zu finanzieren, das einen brennend interessiert, sondern weil man über Drittmittel suggerieren muss, dass man gute Forschung betreibt, werden letztlich im hohen Maße wissenschaftliche Ressourcen verschwendet. Viel unnötige Energie wird in das Verfassen und Optimieren von Plänen gesteckt, in die Pflege von Netzwerkkontakten, um die Pläne dann auch bewilligt zu bekommen, und in die Begutachtung von Plänen anderer, die man bewilligt, um die eigenen Pläne sodann von ihnen bewilligt zu bekommen. Diese Verschwendung von wissenschaftlichen Energien wird auch in einem Preissystem nicht völlig verschwinden, aber immerhin würden dann Artikel und nicht Pläne perfektioniert, Netzwerkkontakte würden gepflegt, nicht um Forschungsanträge zu propagieren, sondern eigene Forschungsergebnisse, und nicht zuletzt würden Wissenschaftler dann verstärkt Artikel und Bücher ihrer Kollegen lesen und nicht Pläne, in denen diese Artikel und Bücher versprochen werden.

Literatur

DFG (2013): Zahlen und Fakten 2012. Bonn: DFG.

Gerhards, Jürgen (2013): Der deutsche Sonderweg in der Messung von Forschungsleistungen. Berlin: BBAW Wissenschaftspolitik im Dialog 7/2013.

Kühl, Stefan (2013): Drittmittel für Universitäten. Entzauberung des Fetischs. In: *Süddeutsche Zeitung*, 04.01.2013.

- Merton, Robert K. (1973): The Matthew Effect in Science. In: Robert K. Merton (Hg.): The Sociology of Science. Chicago, London: University of Chicago Press, S. 439–459.
- Münch, Richard (2006): Drittmittel und Publikationen. Forschung zwischen Normalwissenschaft und Innovation. In: *Soziologie* 35, S. 440–461.
- Strohschneider, Peter (2013): Die DFG in der wissenschaftspolitischen Debatte. Rede des DFG-Präsidenten Professor Peter Strohschneider. Bad Honnef: DFG.
- Thomas, William I.; Thomas, Dorothy Swaine (1928): The Child in America. New York: Knopf.